

Mystischer Schriftsinn und wissenschaftliche Auslegung des alten Testaments

Bemerkungen zu Edwin Künzli: Quellenproblem und mystischer Schriftsinn in Zwinglis Genesis- und Exoduskommentar (Zwingliana Bd. IX, Heft 4 und 5).

Von PAUL MARTI

Es ist verdankenswert, wenn E. Künzli in seinem Aufsatz über Zwinglis Genesis- und Exoduskommentar im einzelnen nachweist, wie stark der Zürcher Reformator gerade in der Deutung des Alten Testaments der herkömmlichen Typologie und Allegorese verhaftet ist. Damit bestätigt er in einem gewichtigen Ausschnitt die neue Zwingliforschung, die das Bild, das man sich im 19. Jahrhundert gelegentlich von Zwingli im Gegensatz zum „mittelalterlichen“ Luther machte, aufzugeben verpflichtet. Gewiß weist Zwingli zwar zeitlebens humanistische und demokratische Züge auf, die ihn in vielem neuzeitlicher erscheinen lassen als Luther. Doch bleibt er von Anfang bis zum Ende „schriftgebunden“.

Mit solcher Stellung zur Schrift sind die Auslegungsmethoden der Typologie und der Allegorese notwendig gegeben.

Das bestätigt die ganze christliche Dogmengeschichte.

Aber nachweislich ist dies nur der allerdings bedeutendste Spezialfall in einem umfassenden Problemkreis. Wo immer – in Ägypten, in China, in Indien, im alten Griechenland, in der Welt des Islams – Schriften als unfehlbare Gottesoffenbarungen erklärt und bis ins einzelne zu verpflichtenden Normen des Glaubens, Denkens und Lebens erhoben werden, ist das Suchen nach einem mystischen, verborgenen Schriftsinn unausweichlich. Ein Blick auf das weite Feld der Religionsgeschichte zeigt, daß beispielsweise die orthodoxe Lehre von der *auctoritas*, *perspicuitas*, *perfectio sive sufficientia* und *efficacia* der Bibel auch in ihrer Auswirkung nur ein Sonderfall war. Sie konnte darum nicht auf die Dauer genügen, weil sich stets neue Aspekte der Welt und des Lebens eröffnen, an die Frühere nicht dachten. Denn gerade auch im religiösen Leben erweist sich das metaphysische Grundgesetz der Individuation und der Unberechenbarkeit alles Lebendigen.

Eine Zeitlang, aber niemals grundsätzlich, wird die Behauptung von einem mystischen Schriftsinn eine Hilfe bieten gegen eine das Denken und Leben einengende und schließlich bedrückende starre Tradition.

Vorübergehend kann eine falsche Voraussetzung durch exegetische Kunstgriffe, die den klaren Wortlaut vergewaltigen, außer Kraft gesetzt oder wenigstens erträglich gemacht werden. Aber auf die Dauer kann die Rechnung nicht aufgehen. Die Fehler in der Auslegung werden sich summieren, und die Gegensätze zwischen ihr und dem Wortsinn der kanonisierten Schriften werden unerträglich werden. Denn wird die große Kunst des mystischen, typologischen und allegorisierenden Deutens einmal zugestanden, wird sie nach ersten Segnungen zur Wissenschaft erhoben, dann führt sie unweigerlich zu lauter Aberwitz und umgarnt das geistige Leben mit einem Netz von tötendem Scheinwissen.

Die Möglichkeit, unentbehrliche und wertvolle religiöse Tradition dem lebenden Geschlecht so zu erhalten, daß sie nicht umgebogen und gefälscht wird, daß sie das Eigenleben befruchtet und segnet, aber nicht einengt und bedrückt, bietet sich erst dort, wo sich ein klar erkanntes religiöses Prinzip darbietet, das sich in immer neuen Formen und wandelnden äußern Verhältnissen als gleichbleibend bewährt. Wo zudem der Frömmigkeit eine bestimmte sittliche Haltung notwendig entspringt, kann auch die Ethik nicht in der gesetzlichen Beachtung statutarischer und kasuistischer Vorschriften liegen, sondern in einer in der religiösen Grundhaltung begründeten Gesinnung.

Ein solches religiöses Prinzip liegt in der Reformation vor, und zwar in der Erfahrung der Rechtfertigung aus Glauben und in dem durchgehenden Hinweis auf die Gnade Gottes, aus der ein neues Leben der Dankbarkeit und des Vertrauens fließt.

Es bedeutet aber keine Herabsetzung der Reformatoren, wenn man sie innerhalb von mancherlei Beschränkungen ihrer Zeit und ihrer persönlichen Eigenart sieht. Namentlich darf man nicht erwarten, daß sie ihre religiöse Erfahrung in der heute notwendigen Weise ausdrückten. Dagegen wird man sich über Zwingli und Luther wundern, weil sie bei strenger Schriftgebundenheit die Unbefangenheit und den Mut aufbrachten, auf Grund ihrer entscheidenden Erfahrung von der Rechtfertigung aus dem Glauben die bekannten und resoluten Urteile über die Offenbarung des Johannes und über den Jakobusbrief, gelegentlich auch über den Hebräerbrief zu fällen.

Aber ihre Lehre von der Schrift bietet Probleme, die in der Folgezeit notwendigerweise aufbrechen mußten, und zwar um so mehr, als sich diese Lehre im Zeitalter der Rechtgläubigkeit verhärtete und das ursprüngliche reformatorische und evangelische Erlebnis bedrückte.

Zwar wird geschichtliches Verständnis erkennen, daß den Reformatoren selber durch ihre Lehre von der Schrift nicht bloß Schwierigkeiten erwachsen, sondern daß sie persönlich und für ihre Kreise Vorteile gewannen, welche sie das Problematische ihrer Voraussetzungen nicht erkennen ließ. Die Schwierigkeit bestand bei Luther und Zwingli zunächst in der Tatsache, daß sie bei beidseitigem gutem Willen, sich der Schrift unterzuordnen, in für sie wesentlichen Punkten immer zwiespältiger wurden und daß um sie herum beständig Ketzereien aufbrachen, die sich auf die Schrift gründeten.

Aber die Vorteile einer auf die Dauer nicht haltbaren Prämisse überwogen zunächst bei weitem: Im Umbruch der Zeiten behielten sie das beruhigende Gefühl des Zusammenhangs mit der wertvollsten Tradition; angesehene Kirchenlehrer der ersten Jahrhunderte bestätigten ihnen die Methoden und Ergebnisse ihrer Exegese. Für solchen Rückhalt waren sie dankbar, wenn ihre religiöse Grunderfahrung sie in Kämpfe hineinführte, die bei Luther oft Anfälle seiner schwermütigen Veranlagung auslösten und die Zwinglis äußern Ausgang bei Kappel als folgerichtig erscheinen lassen. Die Lehre von der Schrift verhalf ihnen zu der für sie nötigen Geschlossenheit und Sicherheit.

Doch liegt es in der Sache selber begründet, daß diese Voraussetzung zu ebenso problematischen auslegerischen Methoden zwang. Wer geschichtlich zu denken vermag, wird ihnen daraus keinen Vorwurf machen. Anders aber liegen die Dinge für den heutigen Menschen.

Wir wenden uns nach solchen grundsätzlichen Überlegungen der Arbeit von Edwin Künzli zu.

Nichts hindert uns, die Gewandtheit und Erfindungsgabe des Reformators zu bewundern und anzuerkennen, daß seine Belesenheit und Gelehrtheit außerordentlich sind. – Aber mehr noch! Wir sehen gerade auch in Zwinglis mystischer Schriftdeutung sein für uns unaufgebbares christliches Prinzip wirksam: Ihm ist die Rechtfertigung aus dem Glauben und das alleinige Vertrauen auf Gottes Gnade die Kraft seines Lebens geworden.

Aber die historische Gerechtigkeit, die so imstande ist, aus eigener religiöser Erfahrung heraus die lebendigen innersten Intentionen Zwinglis zu würdigen, kann nicht in sich schließen, daß auch wir seine Voraussetzungen über die Offenbarung in der Schrift übernehmen und gezwungen werden, mit seinen exegetischen Methoden die Schwierigkeiten solcher Prämissen zu überwinden.

Das ist auch kein Verlust, gegen den wir uns zu sperren Ursache haben. Gesenius, Kittel, Ludwig Köhler, Wellhausen, Duhm, Kautzsch, Marti, Greßmann, Gunkel, Haller, Hölscher, Mowinkel usw. sind ja nicht Zerstörer. Sie haben uns im Gegenteil die Augen geöffnet für den Reichtum des Alten Testaments. Es wird ergreifender in seiner unendlichen Vielgestaltigkeit und tröstlich in seinem Fortschritt der Gottesoffenbarung und der menschlichen Gotteserkenntnis. Auf diesem in weiten Fernen verschwindenden Hintergrunde einer entscheidenden religiösen Entwicklung mit all ihren Auf- und Niedergängen leuchtet auch das Evangelium Jesu erst recht auf in seiner Einfachheit und Wahrheit. Wenn zudem die Forschung den Blick auf die außerbiblische religiöse Welt lenkte und das Alte Testament in sie hineinstellte, so gewannen wir von daher abermals eine neue Schätzung dieses Teiles des Kanons.

Im Vergleich zu alledem müssen die heutigen Versuche, die alten Methoden der Typologie und Allegorese zu erneuern, als bloße Spielereien und mehr oder weniger fade, immer eintönige Armseligkeiten erscheinen. Es darf nicht unwidersprochen bleiben, wenn irgendeine Unklarheit besteht über die Bedeutung der mystischen Exegese für den heutigen Ausleger. Das ist aber bei Künzli z. B. im Abschnitt über „Das Wesen der mystischen Deutung“ (S. 355f.) der Fall. Er schreibt: „Die mystische Deutung ist das eigentliche Kennzeichen der christlichen Exegese.“ Das wird so präzisiert, daß „das Vordringen zum Geist der Schrift“ das eigentliche Wesen solcher Deutung ausmache, und dieses wiederum sei das Kerygma von Jesus Christus. Künzli sieht die Gefahr, die darin liegt, daß das „est“ der Schrift zugunsten des „significat“ verflüchtigt werde. Aber wörtlich steht nachher: „Zwingli weiß der Gefahr dadurch zu entgehen, daß er den wörtlichen Schriftsinn als die Grundlage aller Schriftauslegung betrachtet und die Tatsächlichkeit alles Geschehenen unter allen Umständen festhält.“ – Damit aber ist Zwingli dieser Gefahr nicht entgangen, sondern er meinte, ihr so entgegen zu können.

Für uns aber rückt dieser mystische „Oberbau auf dem Fundament des Wortsinnes“ bedenklich in die Nähe von Zwangsvorstellungen, und die Allegorese wird zu einem bloßen Spiel mit Assoziationen. Wenn dabei unermüdlich die Behauptung aufgestellt wird, der Sinn des Alten Testaments sei durchweg der, auf Christus hinzuweisen, so wird bestimmter gesagt werden müssen, daß Christus das Ergebnis und die auch seither unübertroffene Höhe aller religiösen Entwicklung und Gottesoffenbarung ist, an der wir alles andere messen werden. Wenn einem aber in so-

nannten christologischen Deutungen von der Paradiesgeschichte an in Gesetz, Propheten und Hagiographen unaufhörlich samt und sonders fragwürdige Hinweise auf Christus aufgetischt werden, so wird man über solche eintönige Manie erschrecken und sogar den anfänglichen Spaß darüber verlieren.

Aber hier gilt der Satz, daß es nicht dasselbe ist, wenn zwei dasselbe tun. Nicht daß Zwingli damit im Recht wäre; aber daß er übte, was damals möglich, erlaubt, fromm, wirkungskräftig und wohl notwendig war. Doch heute müssen solche Erklärungen eindeutig abgewiesen werden als Repristinationsversuche, die von Unbelehrbarkeit und irregegangenem Tiefsinn zeugen und in eigensinniger Gleichgültigkeit gegen die eigentliche Problemlage auf unzulängliche und geradezu barbarische Weise einem schlecht verstandenen Bedürfnis nach religiöser Sicherheit folgen. Es beweist weder Mut noch eine andere nachahmenswerte Tugend, immer neu Wege zu beschreiten, die sich als Holz- und Irrwege erwiesen haben. Die Nachfolge der Großen früherer Zeiten geschieht nicht so, daß wir die Irrtümer auffrischen, die sie mit ihrer Epoche teilten, sondern daß wir getrost den Weg gehen, der heute möglich ist.

Nicht besser ist das Argument Künzlis, der sich dabei auf eine Reihe von Gewährsmännern stützen kann, Zwinglis mystische und typologische Deutung des Alten Testaments entbehre jeder Willkür, weil sein Vorgehen durch keinen Geringern als Paulus legitimiert sei. Heißt das, er sei noch berechtigt gewesen, in dieser Sache mit Argumenten des Paulus zu fechten, so wird ihm kein Einsichtiger widersprechen. Bedeutet es aber, ein Argument oder eine Methode sei an sich zulässig und überzeugend, weil Zwingli und Paulus sie benutzt haben, so wird uns eine Autoritätsgläubigkeit äußerlichster Art zugemutet, mit der sich das Verkehrteste rechtfertigen läßt und bei der Vernunft und Gewissen abzudanken haben.

Gleich verhält es sich mit dem Satze Künzlis, die Typen des Alten Testaments seien „nicht freie Erfindungen des Exegeten“, sondern sie seien „von Gott gewollt und gesetzt, um dem glaubenden Menschen die durchgehende Linie seiner Heilsgeschichte aufzuzeigen und ihn so im Glauben zu stärken“. Niemand meint, Zwingli oder irgend ein Späterer habe das Typisieren erfunden. Doch steht dieser Satz unter dem Titel „Beurteilung“. Wenn es sich also nicht um die quaestio facti, sondern um die quaestio iuris handelt, so heißt das, dem lieben Gott und seiner Vorkehrung in die Schuhe schieben, was menschlicher Irrtum vollbrachte,

und was heute wieder – man darf nicht einmal sagen ahnungslos! – praktiziert wird.

Niemand wird von Zwingli erwarten, er „rüttle ... an der Geschichtlichkeit eines alttestamentlichen Berichtes“. Aber Künzli darf es keinesfalls übel nehmen, wenn angenommen wird, er halte eine kritische Prüfung alttestamentlicher Texte für eine Versuchung zum Unglauben. Denn beinahe pathetisch lautet der Satz: „Es hängt sogar für die typologische Deutung alles daran, daß eine bestimmte Person wirklich gelebt, daß sie wirklich so und nicht anders gehandelt hat, daß ein bestimmtes Wort wirklich gesprochen und eine bestimmte Handlung wirklich vollzogen worden ist.“ Ist das wirklich „Beurteilung“, dann muß angenommen werden, daß für den Beurteiler der Glaube ein Fürwahrhalten von sogenannten heilsgeschichtlichen Fakten in sich schließt, die in einer für den gewöhnlichen Menschenverstand unerfindlichen Weise neben oder über oder hinter den wirklichen Dingen herlaufen und die gewöhnliche Sterbliche als Konstruktionen oder Selbsttäuschungen ablehnen müssen.

In der „Beurteilung“ des ganzen Fragekomplexes lesen wir weiter, daß einem jeden, der das Alte Testament nicht vom Glauben an das neutestamentliche Zeugnis von Jesus Christus her lese, „bei der Lesung des Alten Testaments eine Decke über den Augen liegt“. Da Künzli mit dieser Voraussetzung es auch für gegeben hält, daß man nur mit Typologie usw. den Sinn des Alten Testaments erfaßt, so wird hier wiederum gesagt werden müssen: Es ist selbstverständlich, daß das Alte Testament vom Neuen aus zu beurteilen ist; und wer nur die alttestamentliche Offenbarung kennt und bekennt, steht in einer Beschränkung. Aber wenn mit den neutestamentlichen Werten und Kräften nun auch metaphysische Behauptungen eingeschmuggelt werden sollen, die nicht nur einem deutlichen Wirklichkeitsverlauf, der Geschichte, widersprechen, sondern sehr oft auch aller Physik usw., so werden wir uns solche Contrebande nicht aufschwätzen lassen. Wir haben im Gegenteil sogar Grund, hier an Schriftgelehrte zu erinnern, die so oft schon aufrichtigen Menschen durch die Zumutung eines Opfers ihres Intellekts den Zugang zur Kirche verwehrt haben – ich will nicht sagen: zum Reiche Gottes!

Doch immer handelt es sich dabei ja um Zwingli und unsere Stellung zu ihm. Nicht darum habe der Zürcher so großes Gewicht auf Typus und Antitypus gelegt, weil er das „scharf historische Verfahren“ nicht gekannt hätte, sondern aus seelsorgerlichen Interessen, „die göttliche Vorsehung und Weisheit aufzuzeigen“. Wenn Künzli unter dem „scharf historischen

Verfahren“ die philologische und geschichtliche Betrachtung der Texte versteht, dann müßte er gewiß vorsichtiger urteilen, Zwingli habe seine humanistische Schulung nie verleugnet und er sei auf der Höhe des theologischen Wissens seiner Zeit gestanden. Dieses Können stellte er in den Dienst der Gemeinde; sie mit dem Glauben an die göttliche Vorsehung aufzurichten, war eines seiner vornehmsten Ziele. Aber seine Größe bestand nicht zuletzt darin, daß er bei allen pädagogischen und politischen Erwägungen, die gelegentlich bei ihm eine Rolle spielten, festhielt an der Überzeugung, der Kirche könne nur mit der Wahrheit gedient werden. Wenn aber das seelsorgerliche Interesse und die Erbauung mit dem „scharfen“ Verfahren, die Wahrheit zu suchen, in Konflikt gerät, so wird der Geist Zwinglis uns heißen, beides wieder und wieder zu prüfen, in der festen Zuversicht, daß das wohlverstandene seelsorgerliche Interesse nur mit unerbittlicher und „scharfer“ Kritik gewahrt bleibt. Alles andere aber bedeutet, der Vorsehung mit menschlichen Unzulänglichkeiten zu Hilfe kommen und so weiterhin Typologie und Allegorese betreiben zu wollen.

Dann gilt eben auch künftig der verhängnisvolle Spruch: *Stat pro ratione voluntas*! Das sei an einem Beispiel in Künzlis Aufsatz beleuchtet, in dem er eine Feststellung bei Zwingli mit den sonderbarsten spekulativen Bemerkungen begleitet.

Im Abschnitt über das „literale Mysterium“ kommt er auf Gen. 3, 15 zu sprechen, das sogenannte Protevangelium. Künzli weiß, daß die „philologisch-grammatikalische Exegese“ hier Zwingli und der orthodoxen Auslegung nicht folgen wird. Die Gründe scheinen Künzli nicht völlig unbekannt zu sein, wenn er von „verschiedenen Quellenschriften, von mythologischen Resten u. ä.“ redet. Dem begegnet nun unser Autor mit dem durch seine Einfachheit völlig verblüffenden Bedenken, wenn er „die Frage aufbrechen“ läßt, „warum denn der Redaktor der einzelnen Quellenschriften solche Anstöße nicht beseitigt hat“! Die Frage kann beinahe verlegen machen. Muß man wirklich noch sagen, daß frühere Redaktoren ebenso wenig allwissend waren wie die heutigen? Und daß wir froh sein müssen, weil sie nicht noch mehr an den Quellen herumkorrigierten! – Doch wir lesen weiter: „Möglicherweise ist auch das nicht ohne providentia geschehen.“ Möglicherweise? Da gestehe ich – und ich hoffe, das im Namen der historisch-kritischen Exegeten sagen zu dürfen – daß ich in diesem wesentlichen Stücke ein robusterer Zwinglianer bin als der Mann, der meint, Zwingli damit einen Dienst zu erweisen, daß er uns

Irrtümer aufschwätzen will, die er mit seinem Jahrhundert noch geteilt hat. Ganz gewiß hat die Vorsehung gerade auch bei solchen Mängeln die Hand mit im Spiel. Aber wir hoffen mit gleicher Gewißheit, daß exegetischer Alexandrinismus und irregeleiteter Tiefsinn nicht einfachen Bibellesern das Buch der Bücher verleiden und ernsthaftes Bemühen um sein Verständnis bei denkenden Lesern diskreditieren werden!

Am Schluß seiner Arbeit will der Autor offenbar das uns verpflichtende Ergebnis seiner Untersuchung über Zwinglis mystische Exegese zusammenfassen.

Die *quaestio facti* in bezug auf Zwingli und seine Mitarbeiter ist durchweg einleuchtend beantwortet. So die erste These: Zwingli benutzt die ihm zugängliche exegetische Tradition, und er macht von ihren Methoden weiterhin Gebrauch. Er kann sich dabei auf die neutestamentliche Deutung des Alten Testamentes stützen.

Doch schon in der 2. These ist es zweifelhaft, ob Künzli die historische und die systematische Frage auseinanderhält. Wir irren uns jedoch nach dem, was vorausgegangen ist, kaum, wenn wir ihn so verstehen, als ob diese durch jene erledigt wäre. So fassen wir denn seine These auch als dogmatischen Satz auf: „Die mystische Deutung muß sich ... durch die Analogie des Glaubens und die Affinität zwischen dem, was der Text sagt und dem, was er bedeutet, normieren lassen.“ Die Schwierigkeit des Begriffes der *analogia fidei* liegt hier zunächst in der Voraussetzung, daß man aus der Schrift einen kurzen Glaubensextrakt ziehen könne, mit dem sich jede weitere, namentlich „dunkle Stelle“ aufhellen lasse. Tatsächlich gehört diese Frage zu den unechten Problemen, die unsere Kirche zu ihrem großen Schaden stetsfort weiter belasten. – Aber überaus problematisch ist dann die Unterscheidung „zwischen dem, was der Text sagt und dem, was er bedeutet“, wobei freilich und tröstlicherweise zwischen beiden eine „Affinität“ bestehen soll. Unter ernsthaften Menschen „bedeutet“ doch ein Wort oder ein Satz immer gerade das, was „gesagt“ ist, und höchstens Ungeschicklichkeit oder Ironie lassen zwischen beiden eine Trennung aufkommen. Freilich weiß man auch, daß ein jeder Leser einen Satz immer so weit versteht, als er dazu ausgerüstet ist; Mißverstehen und halbes Verstehen sind alltäglich. Doch darum wird Exegese getrieben, daß recht verstanden werde. Wo ein Exeget ernsthaft und treu seines Amtes waltet, da ist er willig, ihn einfach das bedeuten zu lassen, was er besagt. Er wird glücklich sein, wenn dies nun in Übereinstimmung mit seinem Glauben und seiner Erkenntnis ist, und gewiß um so glücklicher, je mehr der Text

das ausspricht, was ihm teuer ist. Aber er wird auch willig sein, sich durch das Wort ansprechen, fördern und klären zu lassen. Wir können uns keinen wirklichen Ausleger denken, der nicht in dieser Weise ein persönliches Verhältnis zu seinem Text suchte oder besäße. Von hier aus ist aber auch das weitere möglich: daß der Text zum Weiterdenken veranlaßt und daß das, was er aussagt, als Stufe zum Weiterschreiten dient.

Doch im Texte darum, weil er in der Bibliothek Alten und Neuen Testaments steht, eine Bestätigung seines Glaubens, einen Hinweis auf seine Christologie oder einen Beitrag zu einer Heilsgeschichte sehen wollen, die mit der wirklichen Geschichte immer in wesentlichen Punkten im Widerspruch steht, verdirbt alle Exegese. Sie wird zur Spiegelfechterei und auch dann zur bloßen Spielerei, wenn stetsfort behauptet wird, man stehe „unter der Zucht des heiligen Geistes“. Man ist doch immer gleich bereit, sich auf den heiligen Geist zu berufen, wo man sich vom Geist dispensiert.

In seiner 3. These preist Künzli den Zürcher Reformator darum, daß er die Typologie konsequent auf Christus „ausgerichtet“ und ausgebaut hat. Er läßt ihn darum über frühere Exegeten emporwachsen, bei denen die Typologie nur den Charakter einer Zugabe oder sogar eines erbaulichen Spiels gehabt hätte. – Mit Künzli wird man in der christozentrischen Wendung der Reformation, insofern es sich dabei um Jesus von Nazareth der Geschichte handelt, eine für uns entscheidende Tat sehen; sie gibt uns auch den Maßstab für das, was uns in der Bibel als Frömmigkeit entgegentritt.

Dabei anerkennen wir auch den systematischen Trieb bei Zwingli, der sich im Reflektieren sogar über exegetische Methoden betätigt, die wir als hinfällig durchschauen. Aber wir lassen uns keine christologische Brille aufsetzen, die das entstellt und verbiegt, was die Texte wirklich besagen, mag diese Brille auch mit den allerneusten heilsgeschichtlichen Phantasien übermalt sein. Wir haben dann, wenn wir die Bibel so mit unsern unverdeckten Augen lasen, tagtäglich neu ihren Reichtum und die Größe der Menschen erfahren, die hier von dem Gotte zeugen, der auch unsere Kraft sein will.

Schließlich sei aufs schärfste protestiert gegen die vierte These Künzlis. Wiederum nicht, insofern in ihr ausgeführt wird, daß für Zwingli die mystische Deutung „keine Spielerei“ war und daß er sie trieb, „um den Glauben der Bibelleser zu stärken“.

Künzli scheint sich jedoch als echten Zwinglijünger zu fühlen, wenn er auch heute ein gleiches Vorgehen fordert und meint, die mystische Exe-

gese sei durch das praktische Interesse legitimiert. Denn Zwingli, so wird versichert, habe ja nicht Wissenschaft um der Wissenschaft willen getrieben. „Seine Bibelauslegung steht im Dienst der Gemeinde und ihrer Verkündigung.“

Wenn das mehr als geschichtliche Selbstverständlichkeiten sind, so klingen sie eben wie eine Absage an die heutige unnütze oder gar ungläubige Wissenschaft. Doch insofern Wissenschaft wirklich und zunächst unbekümmert um jegliche Wirkung der Wahrheit dienen will, so arbeitet sie im Geiste Zwinglis und dessen, was an der Reformation unaufgebar bleibt. Es wäre Zwingli doch nicht eingefallen, einen Gegensatz zwischen Wissenschaft und Gemeindeinteressen, zwischen Wahrheitsforschung und Verkündigung zum Aufbau der Gemeinde zu konstruieren oder auch nur zuzugeben. Weil die Reformatoren nach jenem Worte Pauli „nichts wider die Wahrheit“ tun konnten und wollten, wagten sie es auch, die Verantwortung für den ungeheuren Bruch auf sich zu nehmen, den ihre Verkündigung für das Abendland zur Folge hatte. Sie haben es Gott überlassen, was aus der Wahrheit wurde. So gerade auch in der Auslegung der Bibel der Wahrheit zu dienen und dabei das Bewußtsein haben, daß damit allein auch die Gemeinde wahrhaft aufbaut wird, das verbindet auch den geringsten exegetischen Handwerker mit den großen Meistern, zu denen Zwingli gehört. *Amicus Plato, magis amica veritas!*

Die Sache selber und damit das Interesse der Gemeinde fordert Klarheit dort, wo sie möglich ist. Die Grenzen des mystischen Geheimnisses melden sich gerade auch so immer wieder, aber es sind dann die echten Grenzen, vor denen uns ein tiefes Schweigen vor dem Unerforschlichen verbindet.

Man mag vielleicht finden, diese Entgegnung sei zu scharf ausgefallen. So sei denn zum Schluß die Hoffnung ausgedrückt, daß nicht allein die Liebe zu Zwingli, sondern die Liebe zur Schrift, aus der wir unser Bestes empfangen, den Wunsch lebendig erhalte, sich über den hier deutlich aufgewiesenen Graben die Hand reichen zu können zu dem einen Dienst, zu dem uns gerade die Bibel beruft.